

Lothar Becker

Bubble Gum 69

Episoden-
roman

Eulenspiegel Verlag



Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

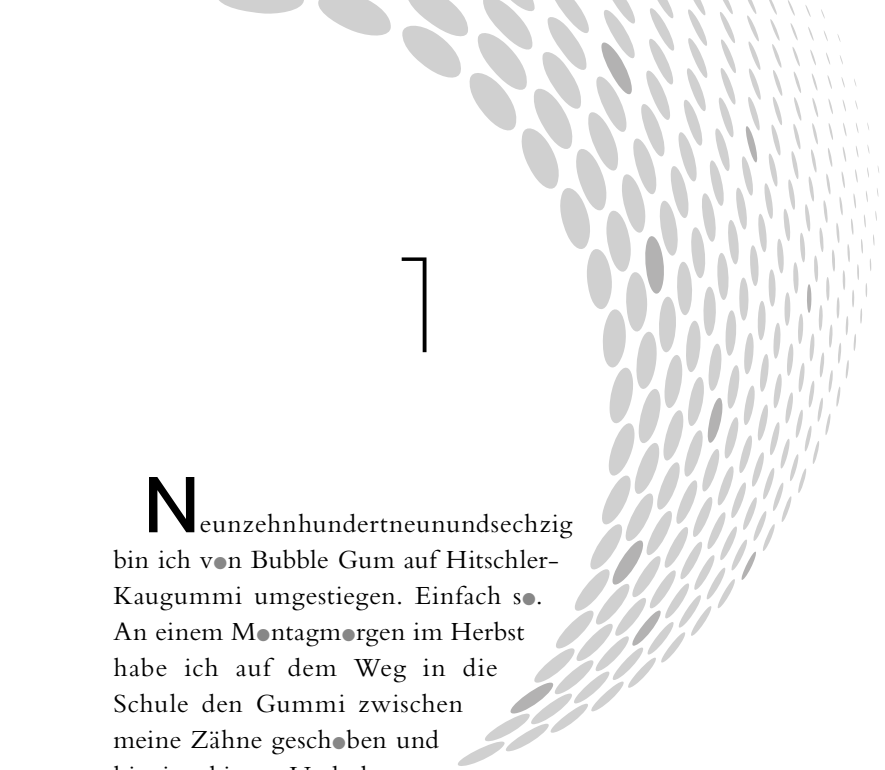
Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen.

ISBN 978-3-359-01715-8

© Eulenspiegel Verlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag

Die Bücher des Eulenspiegel Verlags
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com



Neunzehnhundertneunundsechzig
bin ich von Bubble Gum auf Hirschler-
Kaugummi umgestiegen. Einfach so.
An einem Montagmorgen im Herbst
habe ich auf dem Weg in die
Schule den Gummi zwischen
meine Zähne geschoben und
hineingebissen. Und ob man
es mir nun glaubt oder nicht, in dem Moment, als der
süße Geschmack gegen meinen Gaumen schoss, öffne-
ten sich mir die Pforten der Wahrnehmung in einer
ungeheuren Klarheit. Genau so ist es gewesen. Ich
konnte es ja selbst nicht fassen.

Es war, als hätte man von einer Sekunde zur ande-
ren den Schwarz-Weiß-Fernseher auf Farbe umgestellt.
Die Bäume hingen plötzlich voller schockfarben-gelber
Blätter, der Himmel war ein einziger Regenbogen, und
in den Fenstern leuchteten tausend glitzernde Sonnen.
Um mich herum spielten Feuerwehrkapellen in blauen

Uniformen, und Straßenbahnschaffner mit gezwirbelten Schnurrbärten schwenkten bunte Fähnchen. In den Kaufhäusern wurden die Spielsachen lebendig, und die Tiere fingen an, mit mir zu sprechen. Mehrere Soldaten in langen Filzmänteln schlugen Purzelbäume. Eine Wiese rutschte den Hang hinunter, und ein Hund auf dem Rücksitz eines Kleinwagens sprang wie irrsinnig gegen die Glasscheibe. Obwohl es Oktober war, befand ich mich mitten im Sommer, und die Luft war hell und weich und klang wie Musik. Ich sah Dinge, die ich vorher nie gesehen hatte. Mädchen beispielsweise. Und auch ich selbst sah plötzlich wie verwandelt aus. Nicht mehr wie dieser alte Mann, für den ich mich gehalten hatte, sondern wie der neunjährige Junge, der ich in Wirklichkeit war.

Es war fantastisch, unbegreiflich, etwas vollkommen Neues, denn die Welt um mich herum hatte bis dahin nur aus alten Menschen bestanden. Menschen, die in hässlicher dunkler Kleidung durch ihr Dasein huschten. Düstere, finstere, von Falten durchpflügte Gestalten. Man traf sie auf Postämtern, in Sparkassen oder Bäckereien. Sie liefen über den Marktplatz. Sie lehnten auf dem Pult im Klassenzimmer. Alte, graue Menschen. Fossilien. Wie ich. Für mich war es normal, alt zu sein. Ich wusste nicht, dass man auch jung sein konnte. Niemand war jung. Es gab nur die Alten. Vielleicht war es nicht überall so, aber da, wo ich lebte, hatte man alt zu sein. Solange ich zurückdenken konnte, fühlte ich mich alt, und es war kein allzu schlechtes Gefühl. Weil man genügsam geworden war und nur noch wenig vom

Leben erwartete. Wir Alten waren Stoiker. Nein, weit-
aus schlimmer, wir waren Defätisten, Schwarzseher,
Miesmacher. Und wir hatten Schiss. Schiss war die
Grundlage unserer Existenz. Wir Alten machten uns
fast ein vor Bammel.

Die Liste der angsteinflößenden Dinge war endlos.
Wir fürchteten uns vor Mobilmachungen, Atomschlä-
gen, chemischer Verseuchung und dem Weltuntergang.
An erster Stelle aber stand die Befürchtung, abgeholt
und mitgenommen zu werden. Aus purer Angst, eines
Tages abgeholt und mitgenommen zu werden, verdäch-
tigten sich die Alten fortwährend diverser strafbarer
Handlungen. Denn man konnte für alles abgeholt und
mitgenommen werden. Eine Kleinigkeit reichte aus.
Wenn man etwas Unerlaubtes erzählt oder auch nur
laut gedacht hatte zum Beispiel, oder wenn man sich
nicht genauso verhielt wie alle anderen. Viele waren
auch abgeholt worden, weil sie sich als über die Maßen
klug oder überdurchschnittlich dumm erwiesen. Ein
Grund fand sich immer, und es wurde nur flüsternd
und hinter vorgehaltener Hand darüber gesprochen.
Weil man natürlich auch dafür, dass man sich über das
Abholen und Mitnehmen unterhielt, abgeholt und mit-
genommen werden konnte. Meistens genügte es, ein
Wort zu viel zu sagen, wie es so schön heißt. Wenn
man ein Wort zu viel sagte, kamen sie und nahmen ei-
nen mit. Die Formulierung »Dafür können sie dich ab-
holen und mitnehmen!« wurde andauernd, unablässig,
wie ein Mantra wiederholt. Wie ein spezielles Mantra,
eines, das einem die Möglichkeit eröffnete, permanent

schwarzzusehen. Kein Wunder, dass die Alten immerzu Schiss hatten. In puncto Feigheit waren sie Giganten, Monumente, meine absoluten Idole. Ich lernte von ihnen, Angst zu haben, so wie man lernt, einen Fernseher einzuschalten oder eine Flasche zu öffnen, und bald war ich darin besser als jeder andere. Woher die Angst der Alten kam, abgeholt und mitgenommen zu werden, konnte ich nur vermuten. Manche führten es auf den Eisernen Vorhang, andere noch auf den letzten großen Krieg zurück. Ich konnte weder mit dem einen noch mit dem anderen etwas anfangen, aber Angst hatte ich trotzdem.

Unter Garantie wurde man übrigens mitgenommen, wenn man, was die Alten ständig taten, über Adolf sprach. »Bei Adolf hätte es das nicht gegeben!« war die häufigste Redewendung. Wenn das Wetter schlecht war zum Beispiel. Oder wenn der Zug nicht pünktlich kam. Manchmal auch, wenn Nero, der Hund des Nachbarn, sein Geschäft an unserem Zaun verrichtete.

»Was ist denn das für eine Sauerei! Das hätte es bei Adolf nicht gegeben!«

Dieser Adolf schien sich um alles gekümmert zu haben. Klar, dass alle seine Abwesenheit bedauerten. Ich fragte mich, wo dieser Adolf bloß steckte. Aber ich traute mich nicht nachzuhaken, weil es mir peinlich war, es nicht zu wissen. Ich hatte auch keine Ahnung, was mit den Leuten passierte, die abgeholt und mitgenommen worden waren. Aber da sich jeder davor fürchtete, musste es etwas sehr Unangenehmes sein, etwas, das es auf jeden Fall zu vermeiden galt, und man

vermied es, indem man sich so unauffällig wie möglich verhielt. Im Idealfall so unauffällig, dass man unsichtbar wurde, verschwand. Man löste sich im Nachmittagsdunst oder im Abendnebel auf, oder man verschmolz mit einer schattigen Hauswand. An Regentagen ließ man sich einfach wegsülen. Und es regnete viel in diesen Tagen. Schon aus Prinzip.

Die Leute, denen die Aufgabe zufiel, die anderen abzuholen und mitzunehmen, waren übrigens auch alt. Alle waren alt. Es war eine Welt der Alten, in der ich lebte. Wer nicht alt war, gehörte nicht dazu. Wahrscheinlich wurde man, wenn man jung war, abgeholt und mitgenommen und so lange verwahrt, bis man alt geworden war.

Noch etwas verstand ich nicht: Die anderen alten Männer waren alle im Krieg gewesen. Ich nicht, und ich wusste nicht, wieso. Hatte es mir an Körperkraft gefehlt? Schließlich gehörte ich zu der Sorte Menschen, bei denen sich der Kopf zu Ungunsten der Muskeln in den Vordergrund drängte. Dergleichen Menschen existieren ja. Hektor zum Beispiel. Er war dünn, mit Beinen so weiß wie die eines Büroangestellten, mit blauen Flecken darauf, Blutergüssen, die er sich beim Übereinanderschlagen seiner Oberschenkel unter der Schreibtischplatte zuzog. Man bemerkte es, wenn er, um die Bügelfalte auszurichten, an seinen Hosenbeinen herumzupfte und sie vom Knie an ein wenig hochzog. So jemand war Hektor. Ein spillriges Geschöpf, das nicht im Krieg gewesen war. Eines Nachmittages traf ich ihn am Kiosk an der Ecke:

»Sag mal, warum bist du eigentlich nicht im Krieg gewesen?«

Hektor sah mich von der Seite her an. Weil er saß, musste er nicht auf mich herunterblicken. »Holst du mir noch ein Bier?«

»Du weißt doch, dass ich keines kriege.«

Hektor nahm sein leeres Bierglas hoch und starrte es an.

»Wirklich? Was ist denn das für eine Sauerei! Das hätte es bei Adolf nicht gegeben!«

Am Tisch gegenüber hoben zwei andere alte Männer ihre Köpfe.

»Na, ist doch wahr!« Hektor schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte. »Alles muss man selber machen!«

Er stand auf, holte sich das Bier und kehrte zu seinem Platz zurück. Ich versuchte es noch einmal.

»He, Hektor! Ich hab dich was gefragt!«

Jetzt drehte Hektor seinen Kopf so weit zur Seite, dass er vorn wieder herumkam. »Ach, lass mich in Ruhe!«

Ich fasste den vor mir stehenden Klappstuhl an der Lehne und schob ihn mit einem Ruck unter den Tisch, an dem Hektor saß.

»Meinetwegen. Dann gehe ich eben.«

»Ja, mach das!« Hektor winkte ab. »Du wirst es nicht glauben, aber es gibt ein paar Sachen, die dich beim besten Willen nichts angehen.«

Das mit dem Krieg blieb mir ein Rätsel. Aber womöglich war es für Hektor und mich gut, nicht im

Krieg gewesen zu sein. Eine ganze Menge der alten Männer war nämlich kriegsversehrt. Kriegsversehrt nannte man die Soldaten, die verletzt oder verstümmelt aus dem Krieg zurückgekommen waren. Auch der Mann des Ehepaares, das die Parterrewohnung unseres Nachbarhauses bewohnte, war kriegsversehrt. Er hatte ein Bein im Krieg verloren. Verloren. So sagte man dazu. Obwohl man, wie jeder weiß, Beine nicht verliert. Wenn einem ein Bein fehlt, liegt das nicht daran, dass man nicht ausreichend darauf geachtet hat, sondern an etwas wesentlich Furchtbarerem, Entsetzlicherem. An etwas, das man sich nicht wirklich vorstellen kann. An etwas, das es eigentlich nicht geben darf, das sich von vornherein verbietet, weil es zu grausam und unmenschlich ist. Und dieses grausame und unmenschliche Unvorstellbare war unserem Nachbarn widerfahren. Im Krieg war ihm von einer Granate ein Bein abgerissen worden. Man hatte ihm ein Holzbein gemacht, aber es sah überhaupt nicht wie ein Bein aus, und es polterte und klapperte bei jedem Schritt.

Das Ehepaar besaß einen Hund, und die Frau hatte große künstliche Zähne und trug beinahe das ganze Jahr hindurch einen Pelzmantel, der aus dem Fell eines Hundes wie dem ihren gemacht zu sein schien. Wenn sie darin herumlief, ähnelten Hund und Mensch einander. Das fand ich hübsch. Außerdem schenkte sie mir Kaugummi. Ich war übrigens der einzige alte Mann, der Kaugummi geschenkt bekam. Meine Nachbarin schenkte mir alle möglichen Kaugummi. Aber ich mochte nur Bubble Gum.

Ich war süchtig nach Bubble Gum. Ich kaute ihn, als ob mein Leben davon abhängen würde. Die anderen Kaugummis behielt ich trotzdem. Ich bewahrte sie für später, für schlechtere Zeiten auf. Die alten Männer sprachen immer von den schlechten Zeiten – von den schlechten Zeiten, die sie durchgemacht hatten, und von den schlechten Zeiten, die sie noch erwarteten. Und natürlich von den schlechten Zeiten, in denen sie lebten.

Als ich einmal nachts nach Hause kam, brannte noch Licht in der Wohnung meiner Nachbarn und ich konnte durch das Fenster erkennen, dass das Holzbein des Mannes an einem Stuhl lehnte. Daneben lag seine Hose. Zerknittert, breitgesessen, zerbeult. Es war ein irrsinniges Bild. Ich vermochte es nicht einzuordnen. Nichts daran war richtig. Beine wurden nicht an Stühle gelehnt. Wenn man schlafen ging, nahm man seine Beine mit und stellte sie nicht irgendwo hin. Ich fürchtete mich davor, mir den Körper unseres Nachbarn vorzustellen, seinen im Bett liegenden Körper mit nur einem Bein. Und ich malte mir aus, wie er sich schämte, mit nur einem Bein unter der Decke zu liegen, und wie unangenehm es ihm war, seine Frau sagen zu hören, dass es ihr nichts ausmache, obwohl es ihr eine ganze Menge ausmachte. Denn es macht jedem Menschen etwas aus, egal, wie er sich auch bemüht, wenn die Person neben ihm nur noch ein Bein hat. Und dann dachte ich daran, wie kalt das Bettlaken dort sein musste, wo das Bein nicht mehr war, und wie unser Nachbar auf seinem Kissen lag, mit offenen Augen an die Zimmer-

decke starrte und zu sich sagte, dass er hart zu sich sein müsse, weil es sich sowieso nicht mehr ändern ließ, nie mehr, solange er lebte.

Nachdem ich mich von Hektor verabschiedet hatte, lief ich die Straße entlang, die zu mir nach Hause führte. Sie war voller Schlaglöcher und Risse, und es gab fast keine Wohnhäuser dort, nur Fabriken. Die Fabriken waren von Mauern mit großen Toren aus Guss-eisen und Stahl umgeben. In den Fabriken wurde Tag und Nacht gearbeitet. Die Maschinen ratterten, und die Arbeiter schrien einander unverständliche Bemerkungen zu, und manchmal lehnten sie ihre Köpfe aus einem Fenster und rauchten Zigaretten.

Auch gegenüber dem Haus, in dem ich wohnte, befand sich eine Fabrik. Es war eine Färberei, ein Ziegelbau mit einem endlos langen Schornstein, aus dem permanent dunkler Rauch in den Himmel stieg. Die Färberei schien die ganze Welt zu färben. Große Schwaden grauer Farbe entströmten ihr täglich. Wenn im Winter Schnee fiel, verfärbte er sich sofort schwarz. Im Winter wurde alles schwarz. Die Stadt, die Fabriken, der Himmel. Im Winter war die Tristesse kaum auszuhalten.

Mehrmals täglich fuhr ein Lkw durch die Einfahrt auf den Hof der Färberei, der Fahrer ließ den Motor laufen und stieg aus und ein paar Arbeiter kamen und halfen beim Ausladen der Fässer und Kisten. Wenn ich nichts zu tun hatte, ging ich über die Straße zu ihnen hinüber und stellte mich vor das Fabriktor. Es dauerte

nicht lange, bis einer der Arbeiter seinen Kopf hob und zu mir herübersah.

»Seht euch den an! Nichts zu tun, oder was?«

Ich zuckte mit den Schultern.

Der Arbeiter nahm eine Zigarette aus einer flachen Pappschachtel und steckte sie sich an. »Dein Leben möchte ich haben!«

Ich ließ, wie ich es bei den anderen alten Männern gesehen hatte, ein mildes Lächeln über mein Gesicht huschen. »Komm du erst mal in mein Alter!«

Der Arbeiter konnte sich kaum halten vor Lachen. »Hör dir das an! Du bist wohl was Besseres, oder was?«

Die Zigarette klebte an seiner Unterlippe fest, auch während er sprach. Ich blickte an ihm hoch und steckte meine Hände in die Hosentaschen.

»Kann sein. Weiß nicht.«

Sie hatten alle Bartstoppeln. Bartstoppeln und Haare, die aus ihrem Hemdkragen hinauswuchsen. Und sie waren schmutzig und schwitzten und taten so, als ob sie auf das alles sehr stolz wären. Auf die Bartstoppeln, die Haare, den Schmutz, den Schweiß und auch darauf, dass sie Kisten und Fässer von einem Lkw abluden. Aber am meisten machte es sie stolz, dass sie in der Lage waren, viel Bier zu trinken. Bier hatte eine zentrale Bedeutung in ihrem Dasein. An Bier fehlte es nie. Auch dort, wo man kein Bier vermutete. In einer Werkhalle beispielsweise, oder in einer Kirche. Einige der Arbeiter schienen über die Begabung zu verfügen, Bier aus dem Nichts zu materialisieren. Das passierte immer wieder. Auch jetzt auf dem Hof der Färberei. Ein Arbeiter

materialisierte eine Flasche und schnippte den Kronkorken weg.

»Trinkst du ein Bier mit?«

»Klar«, sagte ich.

Er reichte mir die Flasche, ich setzte sie an, trank sie aus und stellte sie neben mich auf den Boden. Die Arbeiter boxten sich in die Seite und grinsten sich an.

»Wie alt bist du eigentlich?«

»Alt genug«, sagte ich und spürte, wie mir das Bier zu Kopf stieg. Ich fühlte mich plötzlich wesentlich älter als sie.

Ich lief die Straße weiter hinunter. Der Bordstein war von Unkraut überwachsen, zwischen den Steinen wucherten Brennnesseln und hohes Gras. Ganz in der Nähe unseres Hauses ging ein Polizist auf und ab und tat ungeheuer wichtig. Er plusterte sich geradezu auf. So als ob er jeden Moment jemanden abholen und mitnehmen wollte. Seine Schulterstücke vibrierten, und die Mütze schwebte ein kleines Stück über seinem Kopf. Mehrmals öffnete und verschloss er sein Pistolenhalfter. Dabei blieb er stehen und blickte voller Zuneigung über seine rechte Schulter an seinem Körper hinab, dorthin, wo die Pistole an seinem Gürtel befestigt war. Ab und zu sah er auch nach oben und nahm ein Fenster des Hauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite ins Visier. Es stand offen, und die Gardine flatterte in unregelmäßigen Abständen ins Freie. Auf dem Dach des Hauses ragten unzählige Antennen in den Himmel, und die Dachziegel glänzten in einem

matten, abgestumpften Blau. Auf den Antennen hockten schwarze, hässliche Vögel, und die Wolken hingen so tief, dass sie beinahe die langen Schornsteine der Fabriken in der Nachbarschaft streiften. Nachdem der Polizist eine Weile auf das Fenster gestarrt hatte, strich er sich mehrmals mit der flachen Hand von oben nach unten über seinen rechten Oberschenkel, rückte seine Jacke zurecht und marschierte über die Straße auf das Haus mit dem offenen Fenster und der flatternden Gardine zu. Dort blieb er stehen, rieb noch einmal die Hände an seinen Hosenbeinen, konzentrierte sich und drückte auf eine der Klingeln, die sich neben der Haustür über den Briefkästen befanden.

Mehrere Fenster wurden gleichzeitig geöffnet.

»Ruhe da unten!«

»Was ist denn das für ein Lärm!«

»So eine Sauerei! Kann man hier nicht mal in Ruhe sein Bier trinken?«

»Das hätte es bei Adolf nicht gegeben!«

Der Polizist fasste mit einer Hand nach seiner Pistole und klingelte mit der anderen unbeirrt weiter. Er stemmte seine Füße in den Boden und drückte mit voller Kraft gegen die Klingel.

»Aufmachen«, schrie er, »sofort aufmachen!«

Die Fenster schlossen sich wieder. Ein Stück von dem Polizisten entfernt stand dessen Moped. Es war grün und sah aus, als ob er es vor kurzem selbst gestrichen hätte. Das Moped reduzierte seine Bedrohlichkeit. Es relativierte die ihm durch die Pistole verliehene Bedeutung enorm. Trotzdem wechselte ich die Straßen-

seite und ging ihm aus dem Weg. Man wusste ja nie. Menschen in Uniformen waren mit Vorsicht zu genießen, Polizisten sowieso. Sogar die, auf deren Mopeds in Zeitungspapier eingewickelte Frühstücksbrote auf dem Gepäckträger klemmten.

Zu Hause war alles still. Ich hängte meine Altmänner-Jacke an den Haken, stellte mich ans Fenster und blickte auf die Färberei gegenüber. Allmählich wurde es Abend, der Lichtkegel der Straßenlaterne vor unserem Gartenzaun versickerte in der Dunkelheit. Ich sah, wie die Rauchschwaden aus dem Schornstein der Färberei stiegen und sich mit den Rauchschwaden aus anderen Schornsteinen zu einem schwarzen Nebel vermischten, der sich auf die Stadt legte und nach und nach den Tag auslöschte. Wenn es dunkel war, wurden die Maschinen lauter, der Rhythmus ihrer Motoren hämmerte abgehackt und rasselnd, und manchmal schlugen krachend Teile aneinander oder ein Wagen mit klappernden Metallkisten wurde durch die Fabrikhalle geschoben. Die Nächte waren voller Lärm, und während ich am Fenster stand und mein müdes, sich darin spiegelndes Altmännergesicht betrachtete, dachte ich an Hektors ausweichende Antworten, was den Krieg betraf, und an meinen Nachbarn, der nur ein Bein hatte, und ich fragte mich, woran es wohl lag, dass uns das Dasein unentwegt Unbehagen bereitete.

Es ging ja nicht nur Hektor und mir so, auch vielen anderen der Alten. Heiner und Andi beispielsweise. Andi ganz besonders. Andi hieß in Wahrheit Steffen,

reagierte aber auch, wenn man ihn mit Günther ansprach. Andi kam aus Polen. Er war ein Flüchtling. Viele der Alten waren Flüchtlinge. Andi redete immer nur von Polen. Polen war das Größte. In Polen war alles in Ordnung. Wenn man ihm glauben wollte, konnten alle wichtigen Personen der Weltgeschichte auf polnische Wurzeln verweisen. Angefangen bei den Pharaonen über Kolumbus bis hin zu Einstein. Am meisten verehrte er einen Mann namens Anastasios Mitsotakis, der vor dem Krieg in Katowice ein Brühwürfel-Imperium aus dem Boden gestampft hatte und dem es aufgrund geschäftlicher, bis nach Warschau reichender Verbindungen auch während der schlechten Zeiten durchweg gutgegangen war.

»Mitsotakis hat es zu etwas gebracht!«, sagte Andi.
»Anastasios Mitsotakis aus Katowice ist einer der größten Polen überhaupt. An ihm erweist sich die Genialität unseres Volkes!«

»Klar«, sagte Heiner, »Mitsotakis, der Pole.«

»Na und?«, fragte Andi.

Manchmal dachte ich, vielleicht herrscht nach wie vor Krieg. Es gab Flugzeuge, die die Schallmauer durchbrachen, flatternde Fahnen an den Fenstern, Schützenvereine und Leute, die andere Leute aus der Welt schafften. Vielleicht, überlegte ich, hatte der Krieg nie aufgehört, vielleicht war Krieg der normale Zustand der Welt. Ich fand keine Antwort, ließ mich auf das Sofa fallen und schaltete den Fernseher an. Es dauerte lange, bis die Bildröhre warm geworden war und die

Spannung sich stabilisiert hatte, und auch dann rauschte es noch eine ganze Weile, mehrfach baute sich das Bild auf und fiel wieder in sich zusammen. Aber dann war es da, und ich drehte den großen weißen Knopf unterhalb des Bildschirmes hin und her, bis mehrere alte Männer mit Hornbrillen zu sehen waren. Sie saßen in einem Halbkreis zusammen, bliesen sich den Rauch ihrer Zigaretten ins Gesicht und diskutierten über Atombombentests. Atombomben wurden zu dieser Zeit ununterbrochen getestet. Ununterbrochen und überall. Man konnte von Glück reden, wenn keine in der unmittelbaren Nachbarschaft gezündet wurde. Die meisten Atombomben ließen sie auf exotischen Südseeinseln wie dem Bikini- oder dem Mururoa-Atoll explodieren, aber auch in der Wüste von Nevada oder in Semipalatinsk in der Steppe von Kasachstan, und die alten Männer im Fernsehen sahen aus, als hätten sie jedes Mal danebengestanden. Ihre Anzüge waren verknittert, und die wenigen ihnen noch verbliebenen Haarsträhnen hatten sie mit Pomade quer über der Stirn befestigt. Sie sprachen von einem Gleichgewicht des Schreckens, davon, dass man an der Schwelle eines dritten Weltkrieges stehe, und darüber, dass die Aufrüstung mit Massenvernichtungsmitteln in einem Maße betrieben werde, wie es in der Geschichte der Menschheit noch nicht vorgekommen sei.

Die Erwähnung des Wortes Massenvernichtungsmittel füllte zwei Drittel der Sendung. Ausgesprochen häufig fielen wiederum Begriffe wie Kalter Krieg oder Eiserner Vorhang, außerdem ertönten klangvolle Na-

men wie Chruschtschow, Breschnew, neuerdings auch Nixon. Besonders gut gefiel mir Spiro Agnew.

Ich fand, dass Spiro großes Glück mit seinem Namen hatte. Wer Spiro Agnew hieß, konnte sich nicht beklagen. Klasse Name, dachte ich, wirklich klasse.

Spiros Lieblingsgesellschaftsordnung war der Kapitalismus. Meine auch. Der Kapitalismus war mir sympathisch. Ich mochte ihn. Schon deswegen, weil Bubble Gum eine kapitalistische Erfindung war. Jedes Mal, wenn ich mir einen dieser Kaugummis in den Mund steckte, stimmte ich ein innerliches Loblied auf das westliche System an.

Dann sprachen die Männer im Fernsehen davon, dass die Vereinigten Staaten die Ungeheuerlichkeit begangen hatten, Atombomben in der Stratosphäre zu zünden, und ich stellte mir vor, dass nun ein riesiges Loch im Himmel klaffte, aus dem eine Unzahl weißer, auseinandergerissener, völlig zeretzter Wolken langsam und bedächtig ins Weltall hinaustrieb. Die alten Männer bemühten sich, einander in der Schilderung apokalyptischer Szenarien zu übertreffen. Und sie überschlugen sich fast im Anzünden und Ausdrücken ihrer Zigaretten.

Der Rauch im Fernsehstudio hatte schon eine Dichte erreicht, unter der die Tonqualität litt. Vielleicht war das der Grund, weswegen sich die alten Männer bereits nach kurzer Zeit laut anbrüllten. Überhaupt ließ ihre Disziplin mit jeder Sendeminute sichtlich nach. Mehr als einmal blieb einem von ihnen der Mund offen stehen, und ein anderer trommelte vor Erregung

unablässig mit den Fingern auf die Tischplatte, während seine Brillengläser beschlugen.

Eines war offensichtlich: Die alten Männer im Fernsehen hatten genauso Schiss wie die alten Männer um mich herum. Schiss vor dem, was sie bereits erlebt hatten, und Schiss vor dem, was ihnen noch blühte. Darin bestand das Dilemma aller alten Männer: unentwegt Schiss zu haben. Es war auch mein Dilemma. Die ganze Welt hatte Schiss. Jemanden mit Courage musste man mit der Lupe suchen. Jemanden, der lachte, auch. Noch bevor die Sendung zu Ende war, fiel das Bild wieder in sich zusammen.

Ich ging vom Fernseher weg und zurück ans Fenster. Ein Radfahrer kam vorbei, der Dynamo an seinem Vorderrad erzeugte ein wimmerndes, klagendes Geräusch. Das Rücklicht flackerte, die Kette rasselte. Ich fand es genauso spannend wie Fernsehen. Mehr war eben nicht los, wenn man alt war.